

Andrea Hähnle

**Bilder – Zeichen – Spuren**  
**Eine virtuelle Reise zum Thema Frau und Christentum**

*Vorbemerkung*

Die „virtuelle Reise zum Thema Frau und Christentum“ fand in Blaubeuren in Form eines Powerpoint-Vortrages statt. Mit Hilfe dieses Präsentationsprogrammes wurden „Bilder – Zeichen – Spuren“ aus dem Themenbereich „Frau und Christentum“ optisch aufbereitet und so die Tagungsteilnehmerinnen zu einer virtuellen Reise eingeladen. Von den rund 30 der in Blaubeuren gezeigten Bilder kann hier erfreulicherweise eine Auswahl von vier Abbildungen übernommen werden, anhand derer im Folgenden Ziel, Methode und Inhalt der „virtuellen Reise“ verdeutlicht werden.<sup>1</sup> Der Vortrag selbst wurde für die Veröffentlichung vollständig umgearbeitet, da es angesichts der starken Reduzierung des optischen Elements kaum Sinn gemacht hätte, den ursprünglichen Text der Blaubeurer Präsentation unverändert abzudrucken.

*„Reiseziel“*

Im öffentlichen Raum begegnen wir auf Schritt und Tritt Bildern, Zeichen und Spuren, die mit dem Tagungsthema Frau und Religion – beziehungsweise speziell Frau und Christentum – zusammenhängen. Vor allem in den vom bilderfreundlichen Katholizismus geprägten Regionen Süddeutschlands wie Oberschwaben, Bayerisch-Schwaben, Ober- und Niederbayern finden sich außer den mit zahlreichen Altären, Gemälden und Statuen ausgeschmückten Kirchen und Kapellen zahlreiche andere mit religiöser Thematik verbundene Bauten und Objekte. Dazu gehören Brunnen, Feldkreuze, Bildstöcke, Mariensäulen, Statuen etwa in Hausnischen, christliche Symbole auf Gegenständen und Fassadenmalereien wie die im bayerischen Voralpenland so beliebte „Lüftlmalerei“. Die Powerpoint-Präsentation in Blaubeuren führte durch das besonders bilderreiche Oberbayern, wobei der Schwerpunkt auf der Region zwischen München und den Alpen sowie zwischen Isar und Lech lag.

Die imaginäre Reise durch diese Landschaft soll die Aufmerksamkeit für dieses Phänomen der Allgegenwart religiöser Symbolik und religiöser Inhalte schärfen und zur Auseinandersetzung mit diesen In-

---

<sup>1</sup> Leider ergaben sich im Verlag sehr kurzfristig technische Probleme, die es unmöglich machten drei der genannten vier Fotografien hier wiederzugeben.



halten anregen. Denn auch wenn sich unsere Gesellschaft heute weitgehend als säkular versteht, hat sie ihre Wurzeln doch in einer Zeit, in der Religion mitnichten Privatsache und bloße religiöse Meinung von Individuen war, sondern eine umfassende, die ganze Gesellschaft im öffentlichen und privaten Raum durchdringende Geisteshaltung. Eine Auseinandersetzung mit diesen tradierten und auch im Alltag nicht religiöser Menschen zwischen S-Bahnhaltestelle, Supermarkt und Vorgarten stets präsenten religiösen Inhalten kann daher wichtige Denkanstöße zum Verständnis unserer Gesellschaft geben, nicht zuletzt auch zum Verständnis des Geschlechterverhältnisses innerhalb dieser Gesellschaft.

### *FrauenBILDer*

Der erste Teil der „Reise“ führt zu Überlegungen zu den Wurzeln des nicht zuletzt auch religiös geprägten Frauenbildes unserer Gesellschaft. Aufschlußreich ist hier vor allem ein Blick auf die Darstellung Marias und ihrer großen Gegenspielerinnen: der Schlange und Evas.

So zahlreich, dass sie kaum noch wahrgenommen werden, sind in der bereisten Landschaft Marienbilder, -statuen und Maria geweihte Bauten und Objekte wie Kapellen, Kirchen, Bildstöcke oder Brunnen. Die manchmal spektakulären, aber häufiger auf den ersten Blick kaum auffallenden Bilder und Statuen befinden sich in Nischen oder an Hauswänden, in Gärten, auf Feldern und am Wegesrand, wo sie von kirchlichen und weltlichen Gemeinden oder von Privatleuten aufgestellt wurden. Maria scheint in der bereisten Region allgegenwärtig zu sein. Welche zentrale Bedeutung die Marienverehrung speziell in Altbayern hat(te), wird nicht zuletzt dadurch deutlich, dass sich Mariendarstellungen in Form von Mariensäulen häufig an prominenter Stelle im Zentrum einer Stadt befinden. Hier sollen Sie – wie ihr Vorbild, die Mariensäule auf dem Münchner Marienplatz – räumliche und geistige Mitte des Gemeinwesens symbolisieren.

Heute wird Marienverehrung – wie Religiosität allgemein – weitgehend als individuelle Entscheidung begriffen. Doch im Zeitalter der Gegenreformation und der Hexenverfolgungen war es eine immens politische Entscheidung der bayerischen Regenten, die Marienverehrung in ihrem Lande zu fördern. Der wichtigste, weil folgenreichste der wittelsbachischen Marienverehrer war Kurfürst Maximilian I. Er ernannte Maria 1616 zur Patrona Bavariae – zur Beschützerin Bayerns. Als bildlichen Ausdruck für die Unterstellung seines Landes unter den Schutz Mariens ließ er an der Fassade der Münchner Residenz eine große Marienstatue aufstellen. In Folge eines während des Dreißigjährigen Krieges gemachten Gelübdes wurde auf seinen Befehl hin 1637/38 auch die erste Mariensäule in München errichtet,

die weiteren Säulen in und außerhalb Bayerns (z.B. Wien, Prag) als Vorbild diente.

Wie schon sein Vater förderte Maximilian I. Marienwallfahrten und die Bildung von Marienkongregationen. Seine persönliche Marienfrömmigkeit fand ihren Ausdruck in zahlreichen Wallfahrten vor allem nach Altötting, in einem „Vertrag“, in dem er sich Maria verscrieb und den er mit seinem Blut zeichnete, sowie darin, dass er sein Herz in der Altöttinger Gnadenkapelle bestatten ließ.

Ihre Brisanz erhält diese uns heute privat anmutende Frömmigkeit Maximilians I. durch den politischen Kontext: Durch die Folgen der Reformation, durch „Hexenunwesen“ und den Dreißigjährigen Krieg sah sich Maximilian konfrontiert mit der „Tatsache“, dass die Macht des Bösen (= die Macht des Teufels) zuzunehmen schien. Konfrontiert wurde er mit dieser Problematik nicht zuletzt auch durch die Beichtfragen seines jesuitischen Beichtvaters, zu denen etwa die Frage zählte, ob er zugelassen habe, dass in seinem Land die Ketzerei und die Hexerei zunehme oder ob er etwas dagegen unternommen habe. Um diesen seinen – nach damaligem Verständnis – landesväterlichen Pflichten nachzukommen, erließ Maximilian nicht nur das Landgebot wider die Hexerei (1611) sowie die General- und Spezialinstruktion zu einem Hexenprozess (1622), sondern er unternahm auch den Versuch, das Übel an der Wurzel anzugehen. Das heißt: Er wollte nicht nur das Böse bekämpfen, sondern sich mit dem Guten verbünden.

Dabei griff er auf die geläufige und auch im Hexenhammer 1487 formulierte Verkörperung der Dichotomie von Gut und Böse durch Maria und Eva zurück. Diese besagt, dass Maria als Gebälerin Jesu das Böse wieder hinweg genommen habe, das Eva durch ihren Sündenfall in die Welt gebracht habe. Mit anderen Worten: Wenn die Macht des Bösen, die Macht Evas also, in der Welt wuchs, konnte dem am effektivsten durch Unterstützung des Guten, das heißt durch die Stärkung der Macht Marias, entgegengetreten werden. Von dieser Überlegung ist es nur noch ein kleiner Schritt bis zu der Idee eines schriftlich festgelegten, mit dem eigenen Blut unterschriebenen Vertrags mit Maria, der übrigens noch heute in der Altöttinger Gnadenkapelle aufbewahrt wird. Maximilian hat ihn in Analogie und als Gegenmittel gegen die angeblich ebenfalls mit dem Blut der VertragspartnerInnen unterschriebenen „Teufelspakete“ der Hexen verfasst. Daher die Unterstellung Bayerns unter den Schutz Marias, daher die intensive persönliche Marienfrömmigkeit und daher vor allem auch die erfolgreichen Bemühungen Maximilians, die Verehrung Marias durch verschiedene Maßnahmen in der Bevölkerung noch tiefer zu verankern.



Nun zu den Bildern: Verschiedene Mariendarstellungen erlauben die Ausführung höchst unterschiedlicher theologischer und frauengeschichtlicher Aspekte. Maria mit den herrschaftlichen Attributen der Himmelskönigin, wie sie in aller Regel auf den Mariensäulen dargestellt ist, verweist auf andere Zusammenhänge als das Bild einer Immaculata, einer Pietà oder einer Rosenkranzmadonna. Nicht zuletzt möchte diese virtuelle Kurzreise dazu anregen, solche Inhalte forschend zu hinterfragen und/oder didaktisch zu nutzen.

Am Beispiel von Fassadenmalereien – im Bayerischen „Lüftlmalerei“ genannt – aus dem oberbayerischen Alpenraum sei dies skizziert: Ausgangspunkt ist eine Mariendarstellung an einem Bauernhaus in der Jachenau, unweit des Walchensees.

Die Herrscher-Attribute der Himmelskönigin – Krone, Szepter und (Reichs-)Apfel – fehlen hier völlig. Statt des Szepters hält Maria die Lilie, das Symbol ihrer Reinheit, in ihrer Hand. Nur die Sterne rund um ihr Haupt und die Mondsichel zu ihren Füßen hat diese gemalte Maria mit den Statuen der Mariensäulen gemeinsam. Die Darstellung Marias mit Mond und Sternen geht auf die Offenbarung des Johannes zurück. Dort heißt es: „Und es erschien ein großes Zeichen am Himmel: ein Weib mit der Sonne bekleidet, den Mond unter ihren Füßen und auf ihrem Haupte eine Krone von zwölf Sternen“ (Offenbarung 12,1). Das hier genannte „Weib“ wird später von den Theologen meist mit Maria gleichgesetzt. Doch an dieser Stelle brauchen wir nicht stehen zu bleiben. Darüber hinaus kann auf Zusammenhänge mit älteren vorchristlichen Himmels- und Mondgöttinnen verwiesen werden, auf Stellen im Alten Testament, wo die Propheten gegen diese Göttinnen und ihre Verehrung predigen, und auf die Diskussionen über die Position Marias in der frühchristlichen Kirche. So wäre etwa an die Marianisten oder Montanisten zu erinnern, die Maria wie eine Göttin verehrten. Zwar wurde deren Lehre auf dem Konzil von Nicäa 325 verworfen, doch blieb sie nicht ohne Einfluss auf das christliche Marienbild, z.B. auf Marias Verehrung als Theotokos, das heißt als Gottesgebäerin, die in den Anfängen des Christentums zunächst keine Rolle gespielt hatte.

Als weiteres Attribut der Maria aus der Jachenau fällt die Schlange auf, die in der christlichen Ikonographie bekanntlich Symbol der Sünde, des Bösen, des Teufels ist. Am Rande nur soll hier darauf aufmerksam gemacht werden, dass es sich dabei wohl um eine Uminterpretation einer älteren Symbolik handelt, denn im östlichen Mittelmeerraum galt die Schlange zunächst als umfassendes Lebens-/Todessymbol. Davon sind interessanterweise im Christentum durchaus Spuren erhalten: Etwa wenn Christus mit der „ehernen Schlange“ (= aus Metall geformten Schlange) aus dem 4. Buch Moses' verglichen wird: Wer glaubend auf Jesus blickt, wird gerettet – heißt es

nach Paulus – wie diejenigen gerettet wurden, die sich an Moses' eherner Schlange gewandt haben. Nach dem alttestamentarischen Buch der Könige soll sich übrigens eine solche aus Metall gebildete Kultschlange im Tempel von Jerusalem befunden haben.

In der abgebildeten barocken Lüftlmalerei aus der Jachenau steht die Schlange jedoch – wie im Christentum üblich – ausschließlich für den Tod, für das durch Maria überwundene Böse. Anschaulich gemacht wird dies, indem Maria die Schlange zertritt. Noch deutlicher wird das Gemeinte dadurch, dass die Schlange hier einen Apfel zwischen den Zähnen hält: ein Hinweis auf die Paradiesgeschichte und damit auf jenen schon im Hexenhammer formulierten Zusammenhang: „Was der Fluch der Eva Böses gebracht hat, hat der Segen Marias hinweg genommen.“

Eine ausgesprochene Rarität im Vergleich zu der häufig dargestellten die Schlange besiegenden Maria ist die Abbildung der Schlange zusammen mit Eva. Aus naheliegenden Gründen: Denn wer möchte sich nicht lieber mit dem Rettenden als mit dem „Anfang allen Übels“ umgeben?

Die Darstellung der Schlange, die mit Evas Hilfe das Böse in die Welt bringt und die dann mit Marias Hilfe besiegt wird, kann zu weiteren Überlegungen und kreativen Gedankenspielen der BetrachterInnen anregen: Was ist überhaupt die Rolle der Schlange? Sie – das umfassende Lebens-/Todessymbol – verspricht Erkenntnis. Sie wendet sich an Eva, die die Frucht von der Schlange entgegen nimmt. Das Problem in dieser symbolträchtigen und bis hierher harmlos klingenden Geschichte ist, dass sie damit gegen das Gehorsamsgebot Gottes verstößt, der den Genuss dieser Früchte verboten hat, und dass sie deshalb zusammen mit Adam aus dem Paradies vertrieben wird. Erkenntnis, Wissen als verbotene Frucht? Eva, die an Erkenntnis Interessiertere? Adam, das Opfer von Evas Wissbegier? Oder beide das Opfer der göttlichen Regeln? Der Diskussionsmöglichkeiten sind beinahe unendlich viele.

Eva, Verbündete der Schlange, und Maria, ihre große Gegnerin, sind faszinierende Gestalten – und etwas von den geistigen Auseinandersetzungen, die vor dem Hintergrund dieser Geschichten sich gerade auch um die Rolle der Frau abgespielt haben und abspielen, kann an Orten wie bemalten Häusern, an Mariensäulen oder ähnlichen Darstellungen vermittelt werden. Diskussionen darüber, welche Bedeutung diese Dichotomie Gut = Maria gegen Böse = Eva für das Frauenbild unserer Gesellschaft hat(te), werden sich von selbst ergeben.

Dieser erste Teil der virtuellen Reise sei mit einigen weiteren Anregungen abgeschlossen: Ähnliche Erfahrungen, ähnliche Überlegungen können auch durch Darstellungen anderer biblischer oder kirchengeschichtlicher Themen vermittelt werden. Die virtuelle Kurzrei-



se in Blaubeuren etwa hat noch zu einer Judith-Darstellung geführt, anhand derer über starke, handelnde Frauen des Alten Testaments nachgedacht werden kann, sowie zu einem Freskenzyklus über das Leben des heiligen Augustinus. Ergänzt durch Zitate aus Augustinus' Werk „Confessiones“ ergeben sich erschütternde Einblicke in das Frauenbild dieses Kirchenvaters aus der Zeit des frühen Christentums, dessen Einfluss bis heute kaum überschätzt werden kann.

### ZeitZEICHEN

Nachdem unter dem Stichwort „FrauenBILDer“ Anregungen zur Auseinandersetzung mit Hintergründen unseres nicht zuletzt christlich geprägten Frauenbildes gegeben wurden, stehen im Folgenden die Frauen selbst im Mittelpunkt: Frauen, die Geschichte gemacht und dabei ihre Spuren hinterlassen haben.

Entstanden sind die in diesem Kapitel „bereisten“ Orte als Stätten des Gebetes. Hier werden sie zudem als Erinnerungsorte aufgefasst, denn sie bergen Erinnerungen an Herrscherinnen, Stifterinnen und Heilige. Kurz: Sie erinnern an handelnde Frauen und sollten als solche Erinnerungsorte auch im gesellschaftlichen Bewusstsein verankert sein beziehungsweise verankert werden.

Von den in Blaubeuren „bereisten“ Orten sei hier zunächst Andechs heraus gegriffen, wo es eine ganze Reihe von Bildern und Statuen gibt, die für unser Thema von Interesse sind. Hier soll es um drei Frauen aus dem Grafengeschlecht derer von Andechs gehen, an die eine vom Katholischen Deutschen Frauenbund gestiftete Tafel an der nördlichen Außenwand der Andechser Wallfahrts- und Klosterkirche erinnert. Von links nach rechts sind dort die heilige Hedwig, die heilige Elisabeth und die selige Mechthild zu sehen. Hedwig, geboren auf Burg Andechs, war um 1200 Herzogin von Schlesien und ist als Stifterin des Klosters Trebnitz mit einem Kirchenmodell abgebildet.

Neben ihr die heilige Elisabeth von Thüringen, Nichte der Hedwig von Schlesien und Landgräfin von Thüringen, die gerade einem am Boden kauern den, offenbar kranken Mann etwas zu essen reicht. Die konsequente Fürsorgerin der Armen wird bis heute als Patronin – müsste frau nicht eigentlich „Matronin“ sagen? – der Bettler und Kranken, der Witwen und Waisen verehrt. Mit dieser intensiven Armenfürsorge hat sie sich in der landgräflichen Familie so unbeliebt gemacht, dass sie nach dem Tod ihres Mannes aus Thüringen vertrieben wurde. Sie konnte es durchsetzen, dass sie gegen den Willen der landgräflichen Familie wieder Zugriff auf ihr Witwenvermögen bekam. Mit Hilfe dieses Vermögens stiftete sie in Marburg ein Spital, wo sie selbst im Dienste der Armen und Kranken wirkte, und im Al-

ter von 24 Jahren an Erschöpfung starb. Schon wenige Jahre nach ihrem Tod wurde Elisabeth von Thüringen heilig gesprochen.

Die letzte im Bunde ist die weniger bekannte Mechthild von Dießen, ebenfalls aus dem Grafengeschlecht derer von Andechs stammend – eine weniger bekannte, rund um den Ammersee verehrte Selige aus dem 12. Jahrhundert. Zunächst Priorin des Frauenkonvents im Diebener Augustinerchorherrenstift, kam sie auf päpstlichen Befehl als Äbtissin nach Edelstetten bei Krumbach, um das dortige Kloster einer Reform zu unterziehen. Auf der Gedenktafel ist sie deshalb als Äbtissin dargestellt, wie an ihrem Äbtissinnenstab zu erkennen ist. Ihr zweites Attribut, der Kelch in ihren Händen, bezieht sich auf ihre Verehrung als „Brotmutter vom Ammersee“, die auf Erzählungen zurückgeht, wonach sie sich um die Sicherstellung des Brotgetreides für die Bevölkerung rund um den Ammersee verdient gemacht habe.

Auf der Andechser Gedenktafel sind also drei Frauen abgebildet, die ihre Frau gestanden sind, die gehandelt haben, die Geschichte gemacht haben. Jede Besucherin und jeder Besucher des „Heiligen Berges Andechs“ kann auf sie stoßen – unabhängig davon, ob die Marienwallfahrt, das Interesse an der Kunst oder die Lust auf Andechser Doppelbock und Schweinshaxe Anlass der Reise waren. Darstellungen wie die der drei Frauen auf dieser Gedenktafel sind Chancen, die für die Sichtbarmachung von Frauengeschichte genutzt werden können und sollten: Es ist immer wieder faszinierend zu beobachten, wie gerade Frauen und Mädchen, die sich mitnichten für Heilige interessieren, angesichts der Lebensläufe dieser Frauen erstaut sind, was ihnen Geschichte – hier unter Frauengesichtspunkten aufgearbeitete Kirchengeschichte – bieten kann.

Weniger prominent als die drei Andechserinnen ist die Selige Herluca. Auch sie ist eine historische Frauengestalt der Region zwischen Lech und Starnberger See, die um 1100 – also noch vor der so genannten „religiösen Frauenbewegung“, aber schon als Vorläuferin derselben – eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hat. In Epfach am Lech befindet sich in der Pfarrkirche ein Tafelbild: „Die selige Junckfrau Herluca wohnete an disem ortt sambt ihrer H(eiligen) gesellschaft 36 Jahr lang“, heißt es dort. Die erwähnte „Gesellschaft“ war eine Gruppe von Frauen, die – ohne ein Gelübde abgelegt zu haben und ohne sich einem Orden anzuschließen – sich zu einem gottgeweihten Leben zusammengeschlossen haben. Vorfahrinnen der Beginen also. Herluca, ihr geistlicher Mittelpunkt, hatte sich als frühe Mystikerin – eine Generation vor Hildegard von Bingen – in den Investiturstreit eingemischt. Die von einem Zeitgenossen kurz nach ihrem Tod verfasste Lebensbeschreibung „Vita Beatae Herlucae“ (Das Leben der seligen Herluca) mit einer Fülle von Geschichten aus ihrem Leben und dem der anderen Frauen aus ihrer Gruppe



ist erhalten, an verschiedenen Orte der Region wird ihrer noch gedacht. Wahrhaftig genügend interessanter Stoff für einen imaginären oder realen Ausflug auf den Spuren einer weiteren Frau, die etwas zu sagen hatte und gehandelt hat.

### AlltagsSPUREN

Ihre Wurzeln hat unsere sich als säkular verstehende Gesellschaft, in der die Religion weitgehend Privatsache ist, in einer Gesellschaft, für die Religion eine umfassende, absolute Geisteshaltung war und sämtliche Bereiche durchdrang. Auch und gerade der Alltag war durch und durch von religiösen Handlungen und Vorstellungen geprägt. „Weltlich“ und „religiös“ zu trennen wäre etwa im Bereich des bäuerlichen Alltags als geradezu absurd erschienen. In einem vor allem für die Jüngeren heute kaum mehr vorstellbaren Ausmaß durchdrang Religion den Alltag, wobei sich in Form des so genannten Aberglaubens im Volksglauben auch Reste heidnischen Gedankenguts und heidnischen Brauchtums erhalten haben.

Beispielhaft seien hier die so genannten Drei Jungfrauen genannt, deren Wurzeln weit in vorchristliche Zeit zurück reichen. Ihre unmittelbaren Vorläuferinnen sind die keltisch-römischen Matronen, die wiederum in Zusammenhang stehen mit anderen vorchristlichen Göttinnendreiheiten. Diese Drei leben im Christentum in den unterschiedlichsten „Verkleidungen“ weiter, so etwa in der Gestalt der drei Marien, als die „drei heiligen Madl“ Katharina, Barbara und Margarethe oder als Fides, Spes und Caritas (= Glaube, Hoffnung und Liebe). Wie wir aus Drei-Jungfrauen-Wallfahrtsorten wie Schildthurn wissen, wandten sich vor allem Frauen an diese Lebens-/Todes-Zuständigen, und zwar in Fragen der (Un-)Fruchtbarkeit und der Geburt sowie in Pestnöten.

Die mündliche Überlieferung konnte sogar – trotz der kirchlichen Versuche zur Umbenennung dieser aus christlicher Sicht äußerst zweifelhaften „Heiligen“ – die vorchristlichen und heute nicht einwandfrei zu erklärenden Namen der Drei erhalten: Einpet, Gerpert und Firpet wurden sie im Würmtal nördlich des Starnberger Sees genannt, wie dort auf einer Tafel in einer kleinen Kirche in Leutstetten zu lesen ist.

Neben christlichen Symbolen wie Heiligenscheinen und Märtyrerpalmen ist an der Darstellung der Drei die Farbe ihrer Gewänder bemerkenswert: Stets sind sie weiß (hier in sehr hellem Beige), rot und schwarz gekleidet – Farben, die auf den Hintergrund der Dreizahl verweisen: weiß für die „Jung“frau, die für die Zukunft steht und alle Möglichkeiten in sich trägt; rot – die Farbe des Blutes – für die reife, gebärende, das heißt schaffende Frau und schwarz für die

weise Alte sowie den Todesaspekt der Dreiheit. Auf die ursprüngliche Bedeutung dieser Dreizahl verweisen unter anderem römische Weihesteine aus dem Rheintal, bei denen die römisch-keltischen Vorgängerinnen der Drei Jungfrauen manchmal in verschiedenen Altersstufen dargestellt sind.

Die hier abgebildete Tafel wurde während des Dreißigjährigen Krieges von der Adligen Sibilla Regina von Starzhausen gestiftet und ist somit Ausdruck der Verehrung dieser drei alten Göttinnen durch eine Frau. Wie andere Frauen hat sie sich in höchster Not an die altvertraute Dreiheit gewandt. Alltagsspuren ...

Weitere spannende Bildquellen können uns gar direkt über den Alltag von Frauen in Zusammenhang mit der Ausübung ihrer Religion Auskunft geben. Ein schönes Beispiel dafür sind die noch immer vereinzelt in bayerischen Kirchen anzutreffenden Votivtafeln – Bilder, die als Ausdruck eines Gelübdes oder aus Dankbarkeit für die Erfüllung eines Gebetswunsches gestiftet wurden.

Zu den zentralen Situationen im Leben einer Frau gehörten Geburt und Kindbett, die als lebensbedrohliche Ereignisse von zahlreichen religiösen Bräuchen umgeben waren. Viele Votivbilder widmen sich daher diesem Thema, wie etwa jenes Bild in der Murnauer Pfarrkirche, das noch heute vom Wochenbett der Maria Schmidin aus Uffing im Jahre 1763 und von ihrer Genesung erzählt. Der Text unter dem Gemälde beschreibt, wie sie „in ihren sechs Wochen lag“ und dabei „jähling mit einem solchen Schwermuth und Schröcken überfallen (wurde), daß sie ganz von Verstand kommen und auch nicht fähig war, das Heilig Sakrament zu empfangen“. Sie litt also an einer Wochenbett-





depression. Das Bild zeigt sie im Bett liegend, mit Betthaube auf dem Kopf, um ihre Hände ist ein Rosenkranz geschlungen. Ihr Mann und ihre beiden älteren Kindern beten für sie zu Maria. Auch ihre drei Kinder, die das Säuglingsalter nicht überlebt haben, gehören zur Familie. Sie werden deshalb als Wickelkinder mit Kreuzen über den Köpfen ebenfalls in diese Familienszene aufgenommen. Die Wiege des Neugeborenen wurde mit Schnüren zugebunden, um so das Herausfallen des Säuglings zu verhindern. Der Ehemann gelobt eine Messe, eine Geldspende und die sodann gestiftete Votivtafel, der wir die Überlieferung dieser Geschichte einer Situation entnehmen können, die sicherlich keine Seltenheit war.

Interessant auf diesem Votivbild ist nicht zuletzt die bildliche Durchdringung des Irdischen und des Himmlischen – Maria schwebt gewissermaßen auf einer himmlischen Wolke in der Wochenbettstube der Maria Schmidin. Ein Bild, das sehr schön den engen Zusammenhang von Alltag und Religion in jener Zeit zum Ausdruck bringt.

Ein anderes Votivbild in der erwähnten Kirche erzählt die Geschichte eines Unfalls der Murnauer Handelsfrau Teresia Bärtlin, deren „vill Zentner schwer geladene“ Kutsche während des Siebenjährigen Krieges in Slowenien auf der Flucht vor feindlichen Reitern umkippte. Wir erfahren also auf diese Art bei gründlicher Besichtigung der Murnauer Kirche auch etwas über den Berufsalltag einer selbständigen Handelsfrau des 18. Jahrhunderts. Wie die beiden Beispiele zeigen, sind auch hier wieder die Möglichkeiten zahlreich, die der skizzierte Ansatz bietet.

Alltagsgegenstände mit christlichen Sinnbildern wie etwa Geschirr, Möbel, Werkzeug (Butterstempel, Waschbretter u.a.) und vieles mehr sowie Gegenstände zur Verrichtung alltäglicher religiöser Rituale wie Weihwasserkesselchen, Heiligenbilder oder der Herrgottswinkel können weitere Frauengeschichte(n) erzählen, wenn wir sie mit Hilfe zusätzlicher Quellen zum Sprechen bringen.

### *Schlussbemerkung*

Eingangs wurde darauf hingewiesen, dass die virtuelle Reise, die auf der Blaubeurer Tagung durch oberbayerische Dörfer und Städte führte und die hier anhand einer Auswahl von Abbildungen skizziert wurde, die Aufmerksamkeit auf die Allgegenwart christlicher Symbolik und Inhalte religiöser Herkunft auch in unserer sich als säkular verstehenden Gesellschaft lenken und eine Auseinandersetzung mit diesen Inhalten anregen möchte. Es wurde deutlich, dass das Ziel der „Reise“ nicht im Geben fertiger Antworten lag. Reizvoll und weiterführend sind vielmehr gerade die Denkanstöße und die vielfältigen Anregungen, die die Auseinandersetzung mit „Bildern – Zeichen

– Spuren“ religiösen Inhalts geben kann. Nicht zuletzt versteht sich der Vortrag deshalb als Anregung für weitere Unternehmungen dieser und ähnlicher Art innerhalb der historischen Frauenforschung und im Bereich der Vermittlung von Frauengeschichte.